

## Litteraturbericht.

---

P. LANGER. **Psychophysische Streitfragen.** (Separatabdruck aus dem Programm des Hzgl. Gymnasium Gleichense in Ohrdruf.) Ohrdruf 1893. 32 S.

L. verteidigt hier die Auffassung, die er vor 17 Jahren den Thatsachen des WEBERSchen Gesetzes gegenüber geltend gemacht hat, gegen die Einwände, welche im Laufe der Zeit gegen dieselbe erhoben worden sind. Auf der einen Seite stößt er offene Thüren nochmals ein, auf der anderen Seite übersieht er, daß es gegenwärtig in der Psychophysik Besseres zu thun giebt, als sich ohne Heranziehung neuer Thatsachen oder wesentlich neuer Gesichtspunkte über den Grad von Wahrscheinlichkeit herumzustreiten, welcher der von L. vertretenen Hypothese zukommt, daß „der eben merkliche Empfindungsunterschied der Größe der Reize, die das Reizintervall bilden, oder, genauer ausgedrückt, einem im Reizintervall liegenden Reize proportional ist“. Die ganze Manier der Untersuchung, die in dieser Abhandlung herrscht, ist einigermaßen veraltet. Beachtenswert erscheint die Auslassung auf S. 15 ff., welche die Bedingungen der Meßbarkeit und additiven Verknüpfung betrifft.

G. E. MÜLLER (Göttingen).

LIONEL DAURIAC. **Psychologie du Musicien.** *Rev. Philosoph.* Bd. XXXV. S. 449—470 und 595—617. (Mai und Juni 1893.)

Es ist schwer, den Inhalt dieses Essays wiederzugeben, ohne entweder zu viel oder zu wenig zu sagen; ich muß mich daher darauf beschränken, einige der wichtigeren Punkte zu besprechen. Mit Bezug auf die Frage, ob der Gesang der Sprache vorangehe oder nachfolge, scheint der Verfasser mehr zu letzterer Ansicht geneigt zu sein, obgleich er zugiebt, daß die Auffassung (*affaire de définition*) hier eine große Rolle spiele. Der charakteristische Unterschied sei der distinkte Ton zum Unterschied vom undistinkten der Sprache. Ich glaube, daß dies allerdings ein wichtiger Unterschied ist, sofern wir an die moderne Darstellung der Musik denken. Die primitive Musik schwankte auch im Ton immer herum, und die Musikvorstellung, die interne Erfindung ist auch heute keineswegs von vornherein in den festen Formen distinkter Töne. Darum scheint mir der charakteristische Unterschied zwischen musikalischem und anderweitigem tönenden Ausdruck psychologisch im Taktgefühl zu liegen, das dem ersteren zu Grunde liegt. Von ihm gehen alle die Merkmale aus, die dem Tongebäude einen Selbstzweck geben

und es zu einer Geistesproduktion erheben, die nicht bloß Gefühlsreflexen entstammend, nicht bloß zur Gehörs empfindung spricht. Wenn daher Herr DAURIAC das Waldweben aus Siegfried als allegorisches Beispiel dafür anführt, daß Siegfrieds Gesang den Lärm der Vögel nicht nachahmen könne, weil der letztere nicht distinkte Töne habe, so stimme ich dem Verfasser wohl im Resultat, nicht aber in der Begründung bei. Denn auch der Gesang der Nachtigall und mancher anderer Singvögel hat — ich widerspreche hier dem Verfasser — manchmal distinkte Töne, die sich in unserem Notensystem vollkommen wiedergeben lassen. Aber der Verfasser hat recht, wenn er sagt, daß der Vogelsang allein zur Erfindung der Musik nicht hingereicht hätte. „Die Musik ist eine menschliche Erfindung.“ Sie sei „keine Kunst der Nachahmung“. Das kommt nun meines Erachtens darauf an, was man unter Nachahmung versteht. Man hat in der Musikästhetik immer darüber gestritten, ob die Musik die äußere oder die innere Natur (das Gefühlsleben) nachahme, und in diesem Sinne würde ich sagen, sie ahme den Verlauf (die Form) beider nach. Man kann aber Nachahmung auch so verstehen, daß man meint, ob die Musik ein Naturschönes kenne, wie die Malerei und Plastik. Dann hat DAURIAC recht, die Frage zu verneinen. Für die primitive Musik allerdings würde ich sie in jedem Sinne bejahen. Ich habe doch zu häufig Beispiele gefunden, wo der Musiker der Damaras, Kaffern etc. nichts weiter thut, als den Galopp des Pavians, die Stimmen mancher Lieblingstiere nachahmen. Vielleicht kommt das daher, daß die primitive Musik nicht isoliert dasteht, sondern mit Tanz und mimischer Darstellung verbunden ist.

Sehr beachtenswert sind DAURIACS Bemerkungen über das musikalische Gehör. Er zeigt zunächst, in wie verschiedenem Sinne der Ausdruck gebraucht wird. Wir hören ob richtig oder falsch gespielt wird (und auch das in mehrfachem Sinne), wir hören den Unterschied der Klangfarben, Unterschied von Höhe und Tiefe, und meinen damit doch verschiedene psychologische Aktionen, die DAURIAC an treffenden Beispielen erläutert. Noch besser scheint es mir, in dieser Beziehung dem Vorgange STUMPFs zu folgen, das Kind beim wahren psychologischen Namen zu nennen und zwischen Tonempfindung, -Urteil und -Gefühl zu unterscheiden, mit welcher Bezeichnung DAURIACS Unterscheidungsbeispiele manches gemein haben. Auch den Rhythmus könne man hören, und auch das sei eine neue spezielle Eigenschaft des musikalischen Gehörs. Freilich glaube ich, mit dem Worte Rhythmus sehr vorsichtig sein zu müssen, nicht nur wegen der Verschiedenheit der Sprachen, sondern auch wegen der Vielheit der Bedeutung. Rhythmus ist die zeitliche Geltung der Töne und Tonfolgen im allgemeinen (man kann ihn auch ohne Töne, trommelnd reproduzieren). Rhythmus ist in gewissem Sinne Tempo (Zeitmaß), und er ist schließlichs auch Takt, wenigstens häufig in diesem Sinne gebraucht. Es kommt mir vor, als ob DAURIAC das nicht immer genau unterscheiden würde, obgleich er sich gewisser Unterschiede bewußt ist. Er sagt, wir könnten den Rhythmus wahrnehmen an einer Bewegung, die wir sehen, also durch das Auge (hier denkt er offenbar an Zeitmaß, Tempo), oder beim Metronom durch das Ohr (auch das gibt nur das

Tempo), oder wenn wir als Dirigenten Takt schlagen, durch den Muskelsinn (auch hier giebt der Muskelsinn meiner Ansicht nach nur über das Tempo Aufschluß), und schliesslich fängt ein Sänger, der rhythmisch richtig singen will, auch an, sich unwillkürlich den Takt zu schlagen (hier ist Rhythmus im Sinne von Takt gebraucht). Mit Recht hebt D. hervor, wie verschieden wir über Rhythmus (soll heißen Tempo) urteilen, je nachdem wir ein Musikstück blofs hören oder auch den Takt schlagen, also je nachdem wir nach dem Gehörsinn oder Muskelsinn urteilen, ja ich würde auch innerhalb des Muskelsinnes unterscheiden zwischen Selbstspielen und blofsem Taktgeben. Über diesen Takt selbst, ganz abgesehen vom Zeitmafs, giebt uns meiner Ansicht nach keine Empfindung Aufschluß, man mufs ihn wissen oder fühlen, er ist keine Qualität der Empfindung, sondern der Vorstellung, also von kortikalen Vorgängen abhängig, die physiologisch zu verfolgen uns bisher nicht gelungen ist. Immerhin gehört auch er zur musikalischen Fähigkeit, und man ersieht daraus, aus wieviel verschiedenen Teilen diese Fähigkeit zusammengesetzt ist. Mit Recht hebt daher D. hervor, dafs diese Befähigung nicht eine unteilbare, spezifische Einheit sei, sondern das Resultat verschiedener Anlagen. Daraus aber folgt weiter, dafs die musikalische Anlage nicht vom Ohr allein abhängt, und dafs schliesslich zwischen Tontaubheit und Musikaubheit zu unterscheiden sei. Unter letzterer verstehe man die Unfähigkeit, einzeln wahrgenommene Töne als zusammengehörige Einheit zu erfassen. Ich habe mich an anderer Stelle dafür ausgesprochen, dafs diese Eigentümlichkeit in letzter Linie auf Mangel an Taktgefühl (Übersicht, Gliederung) beruhe. Ich wiederhole hier die von DAURIAC gerichtete Aufforderung an Psychiater, zu untersuchen, inwieweit bei Fällen von Aphasie und Amusie, Musikaubheit und Tontaubheit untereinander von aphatischen Störungen abhängen, beziehungsweise nicht beeinflusst werden, eine Beobachtung, die meines Wissens in den meisten Beobachtungsschemen nicht genügend gewürdigt ist.

Der Artikel ist ungemein fein geschrieben und zeugt von einer glücklichen Vereinigung psychologischer Beobachtung mit musikalisch-praktischer Erfahrung. Ich schliesse meinen Bericht mit dem Bewußtsein, nur wenige Fragen des reichhaltigen Inhaltes besprochen zu haben.

WALLASCHEK (London).

A. KOELIKER. **Handbuch der Gewebelehre des Menschen.** 6. umgearb. Aufl. 2. Bd. 1. Hälfte. Leipzig, Engelmann, 1893. 372 S.

Dafs der Autor die Lehre vom Nervengewebe in zwei Teilen erscheinen läfst, entschuldigt er durch das Vorwort. Er macht auf den schnellen Wechsel der Methoden und der daraus folgenden Anschauungen aufmerksam und hält es deshalb für ratsam, den ersten Teil erscheinen zu lassen. Der Schluß dürfte uns Ostern 1894 erfreuen.

Einleitend behandelt K. in einem kurzen Paragraphen das Nervensystem im allgemeinen und erörtert die Bestandteile des WALDEYERSchen Neurons. Der nächste Abschnitt beschäftigt sich des genaueren mit